Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 77. Bromberg, den 6. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(3. Fortsetzung.)

Was war der Kern dieser Macht? Was gab diesen Menschen ihre innere Sicherheit, daß sie alle anderen schreckten, in allen Köpfen spukten? Der Reichtum allein konnte es nicht sein. Es mußte eine ganz gefühllose Selbstsucht sein oder ein eigener selbstsicherer Gottesglaube oder — beides miteinander verbunden. Denn Selbstsucht und Gottesglaube können sich doch so vielfach miteinander verbinden. Grade das machte ja den Pfarrerberuf zu einem ewigen Kampf. Das menschliche Herz nahm wohl Gottes Wort an, legte es aber auf seine eigene Art aus, ließ nicht Gottes Wort die Selbstsucht vertilgen und an ihre Stelle treten, sondern verband sogar so tiefe Gegensätze wie diese.

Ja, der Pfarrer hatte sich dies in all seinem Nachdenken über die widersprechenden Gerüchte um Björndal selber ganz klargemacht. Und die wenigen Male, da sich der alte Dag in der Kirche sehen ließ, hatte er das ausdrucksvolle Gesicht dieses mächtigen Mannes so forschend betrachtet, daß er gegen alle Gewohnheit ein wenig aus dem Text gekommen war.

So stand es mit Pfarrer Ramer zu der Zeit, da er die Nachricht erhielt, er solle Adelheid Barre und den jungen Dag Björndal trauen. Einen überraschenderen Auftrag hätte er nicht bekommen können, und er brauchte einige Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Dann aber stand ihm seine Pflicht auch klar vor Augen. Da hatte er sich nun davor gefürchtet, es mit diesen Großbauern der nördlichen Siedlung zu tun zu bekommen, weil er sie nicht verstand; und jetzt kam seine eigene Verwandte und wollte dorthin auf den Hof — wollte eins mit diesen Leuten werden. Erbebend stand er davor, wie vor einer Art Wunder. Gottes Beistand in seinem Wirken hatte er — dessen fühlte er sich jetzt sicher. So schrieb er an Major Barre und stellte ihm und der Braut sein Haus zur Verfügung — und in reiner Andacht empfing er heute den Major und Adelheid.

Der Pfarrer hatte sie vorher nie gesehen, aber von des Majors etwas lockerem Leben gehört und von der Schönheit der Tochter und ihren vielen Vorzügen. Daß sie von der Bischöfin Ramer erzogen worden war, warf in seinen Augen noch einen besonderen Glanz auf sie. Daß der Major weiter fuhr, war dem Pfarrer ganz recht. Es war die Tochter, die er unter seinem Dach haben wollte aus Rücksicht auf die alte, ehrliche Sitte und — aus anderen gewichtigen Gründen. Er hielt es für seine Pflicht, zu versuchen, wie er Adelheid gewinnen und sich dadurch auch den Zugang zu dem verschlossenen Lande dort oben verschaffen könnte und — vielleicht später zu den Herzen jener Menschen.

Als sich Adelheid nach der Abfahrt des Majors umgezogen hatte und aus ihrem Zimmer herunterkam, war der Pfarrer lange stehen geblieben, um sie zu betrachten. Ein so gutes, feines Lächeln hatte der Pfarrer Ramer und so liebe, freundliche Augen; und die unverhohlene Bewunderung, die jetzt in diesem Lächeln lag, und sein langes Schweigen ließen Adelheid die Röte ins Gesicht steigen. Aber das Lächeln schwand, und eine leichte Wehmut legte sich über des Pfarrers Züge. Er mochte wohl daran denken, daß es Adelheid mit ihrer großen Schönheit und vielseitigen Bildung bestimmt sein sollte, hier auf dem Waldhof Hausfrau zu werden, und er vermutete dahinter wohl, wie so mancher andere, die blendende Macht des Reichtums.

Als er aber später am Abend bei Tisch Adelheid seine Predigt hielt, erwähnte er nichts von seinen Gedanken über die Rolle, die der Mammon in Adelheids Entschluß spielen mochte. Er sprach nur fein und einfach über die Liebe und das Glück, den Mann zu bekommen, den man liebte. Später dankte er Gott, daß er seine stolze Verwandte nicht in unbesonnenem Mitleid für immer von sich gestoßen hatte. Allmählich und vorsichtig entwarf der Pfarrer vor Adelheid ein feierliches Bild von dem wichtigen Ereignis im Menschenleben, das das Eingehen einer Ehe bedeutet; und noch behutsamer wies er auf die gegenseitigen Pflichten der Eheleute hin — nicht nur im Zeitlichen warm und treu zueinander zu stehen, sondern auch auf den geistlichen Wegen zur Ewigkeit. Ja, mit verständigen Worten hielt er ihr die Pflicht vor Augen, ihres Mannes nächster Seelsorger zu sein, alle die guten Eindrücke aus dem Hause ihrer Großmutter, der Bischöfin, mitzunehmen und sie ihrem Mann zum Geschenk zu bringen, ihrem Heim, ihrer Umgebung und ihren Kindern, wenn sie einmal welche bekäme.

Adelheids Gemüt war bei dem Gedanken an alles, was bevorstand, ohnehin aufs äußerste angespannt. Darum machten ihr des Pfarrers leise, warme Worte einen so tiefen Eindruck, daß sie sich trotz all ihrer Willenskraft nicht zu beherrschen vermochte. Die Tränen quollen hervor und füllten ihre Augen, und sie mußte das Taschentuch nehmen.

Der Pfarrer sah sie erst etwas erschrocken an, dann aber erhob er sich, trat leise hinter ihren Stuhl und strich ihr behutsam über das volle Haar.

„Manches Leid bringt das Leben", sagte er, „und ich weiß, du hast schon viele Prüfungen bestehen müssen, Adelheid; aber geh froh und vertrauensvoll der Zukunft entgegen, zu der dich Gott ausersehen hat. Gewiß hat er seine Absichten damit. Und vergiß nicht, dich an ihn zu halten, wenn Sorgen kommen. Erinnere dich auch daran, daß ich sein Diener bin und hier draußen auf dem Pfarrhof sitze und an dich denke und — auf dich warte, daß du zu mir kommst, nicht nur im Kummer, auch in der Freude, Adelheid — so oft du magst."

5.

Lange lag Adelheid in dieser Nacht wach. Ja, sie stand wieder auf, ging zum Fenster und blickte nach Norden. Nur tiefes Dunkel; aber ihr war, als müsse sie versuchen, mit ihrem Blick durch die Nacht zu dringen, mitten durch alle Klippen und Höhen und über den Wald hin zum äußersten Norden — bis nach Björndal. Ob wohl dort noch Licht in

den Fenstern war? Und ob er wohl jetzt daheim war, Dag? Oder draußen im Walde? Woran dachte er jetzt? Ein Zittern überfiel sie vor Kälte und bebender Angst. War er glücklich, daß er sie bekam? Ganz, ganz glücklich? Oder — stand er ihr noch mit dem fragenden Zweifel gegenüber, den sie immer bei ihm zu spüren meinte, schon immer seit dem letzten Herbst, da sie sich an jenem Abend in der Björndaler Diele zum erstenmal begegneten. Sie war damals mit ihrem Vater von Borgland aus dorthin gefahren, um Vaters alten Freund, Hauptmann Klinge, zu besuchen, der hier seine letzten Jahre als Schreiber verbrachte.

Sie starrte ins Dunkel hinaus und dachte daran, wie sie Dag zum erstenmal gesehen hatte, mit zerfetzten Kleidern und einem blutigen Verband um den Arm nach einer Rauferei mit einem Adler, und wie stolz und hübsch er trotzdem gewesen war. Und sie stellte sich ihn vor, wie er zu Weihnachten gewesen war, als sie so manchen wunderbaren Tag dort in der Jungfernkammer verlebte. Wie scheu, beinahe stumm er sie betrachtet hatte, aber mit forschenden, bewundernden Blicken. Sie dachte an den eindrucksvollen Weihnachtsabend auf Björndal, an den Ball auf dem großen Borgland und an die schmerzliche Heimfahrt mit Dag — an den letzten Abend, als er nur „Gute Nacht" sagte und in den Wald lief und — nicht einmal zu Hause war, als Vater und sie am nächsten Morgen abfuhren.

Sie dachte an alle ihre Ängste und Zweifel, nachher in der Stadt, wo sie in tiefer Hoffnungslosigkeit schließlich dem alten Apotheker versprochen hatte, die Seine zu werden.

Und sie dachte an die letzte Fahrt nach Björndal, zu Hauptmann Klinges Sterbebett und seinem Begräbnis — und wie sie mit ihrem Vater den ganzen Sommer dort geblieben war —, an ihre einsamen, qualvollen Wanderungen im Rosengarten und zu allen schönen Plätzen in der Umgebung des Hauses . . . Und sie dachte an jenen Morgenspaziergang mit Vater Dag, der sie auf die Bergkuppe nördlich über dem Hof hinaufgeführt hatte, und an die Aussicht von dort oben, endlos weit hin über die Hochwälder von Björndal und die Siedlung — so unendlich weit, wie sie noch nie die Welt überblickt hatte. Und sie erinnerte sich an die letzten Tage in Björndal, als sie mit dem Leben abschloß und sich unter Gottes strenge Fügung beugte: daß sie für den Apotheker Pflegerin seines Alters werde, wenn sie wieder in die Stadt zurückkehrte. Dann kam der allerletzte Abend mit den bitteren Tränen beim Packen in der Jungfernkammer und der zitternden Angst bei dem feierlichen Abschiedsessen in der Alten Stube; und mit einemmal war das Unfaßliche geschehen. Als ihre Verzweiflung am höchsten gestiegen war, hatte Vater Dag die unglaublichen Worte gesprochen, daß sie und der junge Dag sich ineinander verliebt hätten. Sie erinnerte sich der brennenden Verlegenheit und zugleich der Freude, die sie danach befallen hatte, und der Furcht, es könne doch nicht wahr sein, Dag könne gar nicht in sie verliebt sein.

Und wie in stiller Andacht stellte sie sich die Begegnung mit Dag am gleichen Abend in der halbdunklen Diele vor, wo sie dicht auf ihn zu trat und er ihr den Kuß gab, den einzigen bis heute — und ihr versicherte, es sei wahr, er liebe sie wirklich.

Adelheid setzte sich; sie stützte fröstelnd die Ellbogen auf das Fensterbord und starrte in die Finsternis draußen. Ihre Angst flog ins Dunkel hinaus und kam gewaltig und drückend von dort zurück.

Vater Dag hatte seither alles mit ihrem Vater geregelt. Nicht einen einzigen Brief hatten Dag und sie sich geschrieben; nicht ein Wort. Vater Dag bestellte zwar jedes Mal, wenn er kam, er solle schön grüßen; aber der Sohn hatte ihm sicherlich keinen Gruß aufgetragen. Ja, Vater Dag hatte ihr sogar Schmuck mitgebracht, schwere goldene Ketten und Ringe. Die seien von seinem Sohn; aber ob der wohl auch nur ahnte, daß der Alte ihr diese Geschenke mitbrachte? Kaum. Sie sprachen fast nie miteinander, der Vater und der Sohn. Jedenfalls hatte sie es während ihres langen Aufenthalts auf Björndal nie gehört. Sie waren nicht verfeindet — im Gegenteil, sie mochten sich gern; aber der junge Dag war gegen alle so schweigsam, und Vater Dag schien eine Scheu vor seinem Sohn zu haben. Das Dunkel wogte Adelheid entgegen, undurchdringlich, ohne Anfang noch Ende, ohne Gestalt noch Laut, aber doch lebendig — ein Gewimmel von Ängsten und Zweifeln.

Wenn Dag nun seinen Sinn geändert hätte?, sich nicht freute, sie zu bekommen? Wenn er nicht wollte . . .? Wenn er jetzt, heute Nacht, in den Wald gelaufen war, wie damals am letzten Abend nach Weihnachten und viele, viele Male im Sommer, und — nicht wiederkam zum morgigen Tage, weil er die Verbindung mit ihr nicht wünschte . . .? Oder wenn ihm etwas zustieß? Es war gefährlich in den Wäldern von Björndal. Bären und Wölfe und wilde Riesenelche hausten dort, und es gab Felsberge und Klüfte und reißende Wasserfälle. Und Dag ging auch so wenig vorsichtig mit seiner Büchse um. Ein Schuß konnte unversehens losgehen . . .

Adelheid erhob sich zitternd und kroch wieder zwischen die kalten Laken. Es war so klamm und kalt in den großen Stuben des Pfarrhofs. Zu den Höfen im offenen Lande und auch zur Pfarre gehörte nur so wenig Wald. Sie mußten mit dem Holz sparen, fast wie die Leute in der Stadt. Zwar war heute abend hier im Zimmer Feuer gemacht worden, aber es war schon lange ausgebrannt. Adelheid dachte an die Weihnachtstage auf Björndal. Klirrender Frost draußen ums Haus, aber in den Stuben drinnen flackerte es in den Kaminen und sauste es in den Öfen, die Knechte und Mägde schleppten von früh bis spät Holz, und oben in der Jungfernkammer, wo sie immer geschlafen hatte, lag das Birkenholz hoch an der Wand aufgestapelt. Da konnte man feuern, soviel man wollte.

Ja, ja, die Jungfernkammer. Adelheid kroch in den kalten Kissen zusammen. In der Jungfernkammer stand ein großes, warmes Bett. Es war aus der weiten Welt einst in das feine Stadthaus des Kaufmanns Holder gekommen, und von dort nach Björndal, mit Holders Tochter, der Jungfer Dorthea, die bis zu ihrem Tode in dieser Kammer gewohnt hatte. Daher hieß sie die Jungfernkammer, und darum war dort alles so fein wie nirgends sonst, die Schubladen und die Kommode lagen voll von Putz und Silberzeug. Und drinnen an der Wand des großen Bettes hing ein Kruzifix aus Elfenbein, Silber und Gold.

Es war so behaglich und gut, das große Bett in der Jungfernkammer auf Björndal, wie ein ganzes Haus für sich. Man lag da so weich und warm und geborgen unter dem Kruzifix, wenn draußen der Sturm tobte. Dort würde sie morgen Nacht liegen. — Würde sie es wirklich? Mit einemmal wurde ihr heiß zwischen den klammen Laken. — Nie wieder würde sie in der Kammer allein schlafen. Morgen war sie verheiratet. Wo würden Dag und sie ihr Zimmer haben?

Dag hatte immer, schon seit seiner Kinderzeit, in dem alten Küchenhaus für sich allein gewohnt, mit seinen Angelgeräten und den Hunden und Waffen. Es hatte keine Fenster und nur einen Herd in der Mitte. Es war das älteste Haus auf Björndal. Das war kein Raum für Eheleute. In der alten großen Schlafkammer schlief Vater Dag; und er gab seine Gewohnheiten niemals auf, dort war er und dort blieb er. Es würde wohl darauf herauskommen, daß sie ihr Zimmer irgendwo im Neubau bekamen.

Immer, wenn sie an ihre Rückkehr nach Björndal dachte, hatte ein Teil ihrer Freude darin bestanden, wieder in der Jungfernkammer zu wohnen mit all ihrem feinen Behagen im kleinen und großen. Und dann der Balkon davor, wo sie so manchen Morgen und Abend gesessen und über die Siedlung bis nach Hammarbö hinuntergeblickt hatte. — Erst jetzt ging es ihr auf, daß sie nicht mehr ihr gehören würde, die Kammer. Aber — konnten sie denn nicht doch dort wohnen, Dag und sie? Nein, sie konnte sich Dags mächtige Gestalt nicht da hineindenken, zwischen die Volants und Blenden und die zierlichen Sachen aus Jungfer Dortheas Hinterlassenschaft — und dazu Hundepfoten auf dem Teppich und dem Fuchsfell vor dem Bett, Büchsen kreuz und quer in den Ecken und ein Beil zwischen den Riechfläschchen und dem Silber auf der gestickten Kommodendecke. — Das würde Dag nicht wollen — und sie auch nicht.

Der Unterschied zwischen ihr mit ihrer Vorliebe für alles Feine und Dag mit all dem Rauhen, das ihn umgab, wurde ihr zum erstenmal so ganz klar. Sie versuchte sich damit zu trösten, daß sie ihn sich auf dem Weihnachtsball auf Borgland vorstellte. Wie hübsch und adrett er da ausgesehen hatte mit blendendweißen Krausen am Hals und an den Handgelenken, mit ordentlichem Haar und der würdigen Ruhe in seiner ganzen, kräftigen Gestalt. Aber alltags, da war er noch wie an jenem ersten Abend, als er abgerissen in die Diele geschlendert kam und einen Geruch

von Wald mitbrachte. Und grade so liebte sie ihn, ja so, und doch auch wieder auf die andere Weise in seinen Feiertagskleidern. Aber — er konnte sich dort, wo sie am liebsten wohnte, nicht wohlfühlen; und weshalb sollte sie sich wohlfühlen, wo er wohnen wollte?

(Fortsetzung folgt.)

Die dunkle Stunde.

Erzählung von G. Buetz.

Ein enges, dunkles Gemach, kalt, unaufgeräumt. Die klirrenden Fenster schließen nicht. Eisiger Wind fegt hinein. Immer wieder quirlt von dem Flurgang her beizender Rauch, weil im zerfallenen Küchenherd kein Feuer brennen will, und man muß doch wenigstens einen wärmenden Trunk . . .

Auf dem schmalen Bett ruht die Königin. Noch schläft sie mit hastigem Atem. Unruhig zuckt die Hand. Jetzt fährt der Nacken hoch. Die Augen öffnen sich weit. Schlafumfangen gleiten sie verständnislos über die verstaubte Wand, begreifen nicht . . . Weint dort ein Kind?

Luise von Preußen ist erwacht. Alles Leid, das auf Stunden in Träumen gnädig schwieg, stürzt in peitschender Welle über sie her, unbarmherzig, grausam. Die Königin deckt die zitternden Hände vor ihr Gesicht, als ob sie sich damit schütze. Sie fühlt sich sterbenselend, wie zerschlagen . . . Ihr Kind ist es, ein Prinz von Preußen, der in der Ecke dieses Stallgemaches weint, weil er friert, weil er sich fürchtet . . . wie die Mutter, vielleicht auch, weil er Hunger hat . . .

„Gebt ihm zu trinken!" sagt sie leise.

Marilken, die Kammerfrau, stammelt. Luise von Preußen winkt ab; sie weiß schon: Es ist keine Milch da oder sie ist wieder eingefroren, und das Feuer will nicht brennen. Die Kranke hüstelt, weil der Rauch sie trifft. Ihr Kopf sinkt zurück. Tränen dringen unter den geschlossenen Wimpern vor.

„Ihr hättet mich nicht wecken sollen." Trostloser denn alles ist dies dünne, müde Wort. Man führt den kleinen Prinzen aus der Stube. Sein blasses Gesicht verbirgt sich in den Kleiderfalten der Kammerfrau.

Die Königin ist erwacht! Wo steckt die Gräfin Voß? Sie packt. Sie zwängt eben einen Sack Betten in den ächzenden Kasten, wirft Schuhzeug und Kleider nach. Ihre Hände zittern. Der Leutnant vom Regiment Zastrow war eben hier, mit einem Bauernrock angetan, die geladenen Pistolen in der Tasche. Sie sind nicht mehr sicher, die Königin muß auch von hier wieder fort. Wohin? Eine Stafette wird in zwei Stunden da sein, die Fliehenden zu begleiten, eine Stafette, die man in bürgerliche Kleidung steckt.

Niemand will zu der Königin, ihr erklären . . . Es war Lüge, vielleicht eine Lüge des Mitleids, daß Kabinettsminister Hardenberg durch Eilkurier melden ließ, die russische Armee sei wieder angriffsbereit, ein preußisches Hilfskorps würde eingesetzt. Wahr ist allein, was Generaladjutant Knesebeck ihr schreibt: „Das Elend ist jetzt auf einen Grad gestiegen, daß es nicht weiter steigen kann, und nichts als die moskowitische Grausamkeit geht noch darüber." Wahrheit ist: Die Russen haben es abgelehnt, erneut anzugreifen; ihre Generale lassen sagen, daß Preußen doch nicht mehr zu helfen sei. Als Tatsache bleibt: Napoleon verfügt über 200 000 Mann, und er schickt sich an, die Passarge zu überschreiten. Auch in dem letzten Winkel preußischen Bodens hat Luise keine sichere Zuflucht mehr.

Kaum noch zwei Stunden! Wer soll der unglücklichen Königin die Schreckensbotschaft melden? Die Kammerfrau ist fassungslos. In der verqualmten Küche kocht endlich die Milch hoch, läuft über. Widriger, brenzlicher Geruch zischt auf. Die Gräfin Voß steht in der knarrenden Tapetentür; nein, sie steht nicht, sie muß sich an der Klinke halten, mechanisch schieben sich die Füße fort. Luise von Preußen liegt noch immer im Bett, sie friert so sehr. Was soll sie auch tun? Der Tag ist lang. Die Gedanken kreisen schmerzhafter, wenn man sich erst auf den Füßen hält.

Wo mag das Ersatzkorps stehen? Hätte man doch Nachricht von den Bewegungen der Russen! Aber — es wird alles gut enden. „Es muß gut ausgehen", flüstern die ängstlichen Lippen der Königin. In diesem Augenblick bemerkt sie die Gräfin Voß an der Tapetentür.

„Wir haben doch bei Preußisch-Eylau gesiegt!" schreit Luise. „Man hat den Feind nicht verfolgt, ich weiß. Aber die Russen setzen jetzt den Angriff fort. Ich habe das Kabinettschreiben von . . ."

Die Königin schweigt. Sie hat beide Hände krampfhaft an die Schläfen gepreßt. Die entsetzten Augen scheinen ihre Frage in das Gesicht der Oberhofmeisterin. Gräfin Voß bleibt stehen. Sie möchte beruhigen, erklären und hört sich selber wie aus weiter Ferne sprechen. „Es besteht hier keine Sicherheit mehr für uns. Gegen elf Uhr reitet die verkleidete Stafette aus dem Regiment Zastrow vor."

Eilig wirft Luise die Decken fort. Daß der Russe den Angriff mit solcher Heftigkeit vorträgt, hat sie nicht zu hoffen gewagt. Ihre Stimme klingt ganz hell, als sie ruft: „Alles wird gut gehen, meine Kleider, — schnell! Noch schneller, eiliger, liebe Voß!"

Wenige Augenblicke später steht die Königin schon im Mantel, steht reisefertig. Mit fast gierigem Behagen trinkt sie die heiße Milch. Als sie wohl zum zehnten Male nach dem sicheren Platz fragt, wohin die Stafette sie alle führen soll, stützt Gräfin Voß die Arme schwer hinter sich auf den Bauerntisch. Ihre Stimme ist ganz ohne Klang, und sie sieht mit leeren Augen auf die Dielung. Wie viele schmutzige Flecke doch die Diele hat!

„Es gibt für jetzt keinen festen Platz. Wir werden in die Wälder geführt. Die Wälder sind ausgedehnt und wegelos. Irgendwo dürfte schon eine abseitige Kate stehen."

„Ich verstehe Sie nicht." Die Stimme der jungen Königin schwingt hell und hart. Jetzt sieht die Oberhofmeisterin doch auf . . . obgleich sie sich hiervor am meisten gefürchtet hat. Die Züge ergrauen, der Mund zerfällt in scharfe Faltenrisse. „Der Russe hat den Angriff abgelehnt. Man schützt uns nicht. Wir fliehen."

Es wird so still, daß man nur peinigend deutlich das Schluchzen der Kammerfrau aus der Küche hört.

Luise von Preußen hat sich taumelnd niedergesetzt. Die Füße tragen sie nicht mehr. Es rauscht in ihren Ohren, und gelbe Sterne zucken vor ihrem Blick an der staubigen Wand. Die Hand streicht ziellos hin und her. Nein, man wird nicht gehen, nicht wieder fliehen . . . Hier ist ein Haus mit einem Dach. In die Wälder? In den Wäldern liegt doch Schnee! Wie im Traum fragt die Königin, und die Hand streicht mit der nämlichen irren Bewegung hin und her. „Weshalb lehnt der Russe ab?"

„Die Generale sind der Meinung, daß Preußen nicht mehr zu retten ist."

Die Lippen der Oberhofmeisterin haben sich kaum bewegt. Der junge Prinz läuft weinend in das Zimmer. Die Königin hat die Worte nicht gehört. Stürmisch schließt sie den Knaben in die Arme. „Wir werden nicht fliehen", sagt sie gehetzt, „wir gehen nicht. Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr. Es ist kein Leben. Lieber sterben! Wir sind nicht Tiere, die man in die Wälder treibt. Schickt den Prinzen in Sicherheit! Eine Hand voll Soldaten, dies Kind zu schützen, wird es noch geben. Ich bleibe! Nein, kein Wort, ich bleibe! Der Tod wird milder als dies Leben sein."

Weit schleudert die Königin den Mantel fort. Sie deckt die Augen mit den Händen. Da sagt die Gräfin Voß mit lauter Stimme: „Demnach teilen Ihre Majestät die Meinung der russischen Generale, daß Preußen nicht mehr zu retten ist?"

Langsam hebt Luise von Preußen den Kopf. Wangen und Lippen sind kreidebleich. Mühsam, schwerfällig wie eine alte Frau steht sie auf. „Geben Sie mir den Mantel! Danke. Hüllen Sie das Kind gut ein! Wir wollen alles sorgsam vorbereiten. Nein, liebe Voß, niemals werde ich glauben, daß Preußen nicht mehr zu retten sei! Ich hatte nur vergessen", die Stimme der jungen Königin klingt rührend leise durch den kahlen, kalten Raum, „daß Mut und Glauben Preußen immer retten werden. Zu jeder Zeit. Mut und Glaube."

Der Wind heult draußen. Obgleich es März ist, will es doch wieder schneien. Als ein Offizier im Kittel des Bauernknechtes eintritt, zwei Wagen draußen knarren, steht die junge Königin schon bereit, ins Ungewisse zu fahren.

Scherzfragen — die große Mode von einst.

Wer weiß noch die Antworten?

Erinnern Sie sich noch, wieviel Spaß es Ihnen damals, auf der Schulbank, lange vor der Geburt des Kreuzworträtsels, gemacht hat, Scherzfragen aufzugeben und sich selber durch die Auflösungen, die man ja nur in den seltensten Fällen finden konnte, überraschen zu lassen? Hier sind ein paar von denen, die zum eisernen Bestand unseres Vergnügens gehörten. Und wissen Sie noch die Antworten?

Wer ist Bräutigam und Braut zugleich? (Der verlobte Brauer. Er ist Bräutigam und braut zugleich.)

Was ist „Pensch"? (Der Mittelteil vom Lampenschirm.)

Was ist ein Schutzmann? (Ein blau eingewickeltes Abführmittel.)

Was ist der Unterschied zwischen einer Kuh und einem Briefträger? (Die Kuh wird gemolken. Der Briefträger braucht sich das nicht gefallen zu lassen.)

Wie findet man Petroleum? Und wie Essig? (Man sticht in die Erde. Kommt etwas, so ist es Petroleum. Kommt aber nichts, dann ist es Essig.)

Wo hat der Mensch seine Hand, wenn er liest? (Am Arm.)

Warum hat der Walfisch so kleine Augen? (Weil er immer im Tran ist.)

Was ist ein Punkt? (Ein rechter Winkel, dem man die Schenkel ausgerissen hat.)

Wer ist der ärmste Mensch der Welt? (Der Lehrer, er versetzt sogar Kinder.)

Was ist klein bei einem Kamel, aber groß bei einer Mücke? (Das „M".)

Was ist ein Tesch? (Ein Druckfehler. Soll „Tisch" heißen.)

Was ist ein Lawe? (Auch ein Druckfehler. Heißt „Löwe".)

Aber was ist Krawapulice? (Das ist ganz verdruckt. Das Wort heißt „Konstantinopel".)

Wie kam Napoleon auf den Thron? (Er stieg hinauf und setzte sich.)

Warum haben die Fische keine Haare? (Weil sie Schuppen haben und nichts dagegen tun.)

Welcher Unterschied ist zwischen einem Fünfmarkschein und einer 5-Pfennig-Marke? (4 Mark 95.)

Welcher Unterschied ist zwischen einer Equipage und einer Fuhre Mist? (Wer es nicht weiß, soll sich mal reinsetzen.)

Wo speist man am billigsten? (Auf der Post: das Couvert 10 Pfg., à la carte 5 Pfg., und die Leckerei gibt's umsonst.)

Was stellen die Denkmäler in der Siegesalle vor? (Den rechten Fuß.)

Wieso ist der Schutzmann der Schwiegersohn des Himmels? (Der Schutzmann ist der Mann der Ordnung, die Ordnung ist die segensreiche Himmelstochter.)

F. Z.

 

Bunte Chronik

Gefährliches Katz- und Maus-Spiel!

Kleine Ursachen haben in der Tat manchmal große Wirkungen. In Rumänien wurde kürzlich eine ganze Stadt zerstört, 3000 Menschen wurden obdachlos, 350 Häuser brannten bis auf die Grundmauern nieder, Hunderte von Kindern gingen zugrunde und 20 Menschen werden noch vermißt, und alles dies, weil eine Katze im falschen Augenblick die Verfolgung einer Maus aufnahm.

Eine Frau, die bei der Katastrophe schwer verletzt wurde, erzählte noch kurz vor ihrem Tode, wie das Unglück geschah: sie machte mit Hilfe von einigen Tropfen Benzin Feuer an. In diesem Augenblick gewahrte ihre Katze eine Maus in der Küche, sprang über die Benzinflasche hinweg und warf sie um. Das Benzin explodierte. Ein heftiger Zugwind trug die Flammen weiter. Die Nachbarhäuser wurden ergriffen, und da alles leicht gebaute hölzerne Gebäude waren, blieben alle Versuche zur Rettung vergeblich. Die ganze Stadt ging zugrunde.

Ob die Katze bei der Katastrophe lebend davongekommen ist, weiß man nicht.

Das Wunderhuhn von Cerignola

Tagesleistung: 22 „solide" Eier.

Das „Berl. Tagebl." erhält von seinem römischen Korrespondenten — wohlgemerkt noch vor dem 1. April! — folgenden Bericht:

Es gibt ein Märchen von dem Huhn, das goldene Eier legt. Fast ans Märchenhafte grenzen auch die Schilderungen italienischer Blätter von dem Wunderhuhn (schlichter italienischer Landrasse), das Signor Vincenzo Massa in dem Orte Cerignola besitzt. Dieses Huhn erwies sich nämlich als ein Phänomen der Fruchtbarkeit. Innerhalb von 40 Tagen legte dieses brave Huhn genau 122 Eier, wobei es an einem Tage die phantastische Tagesleistung von sage und schreibe 22 Eiern erreichte. An der Henne ist äußerlich nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen. Auch werden die Eier dieses Huhns mit dem Legesimmel als ganz normal bezeichnet.

 

Lustige Ecke



„Was wollen wir mit einer Kuh?"
„Ja, weißt du, Liebling — hick! — von jetzt ab will ich Milch — hick! — nur Milch trinken!"

*

Nach den Feiertagen.

„Siehst du, Vati, heute stehe ich in der Zeitung."
„Nanu, wieso denn, mein Junge?"
„Ja, hier steht: In den Osterfeiertagen beförderte die Straßenbahn 21 754 Personen."
„Na, und?"
„Einer davon war ich."

Die Abstammung.

„Ich halte es mit Darwin! Ich bin auch überzeugt davon, daß die Menschen von den Affen abstammen!"
„Nun, wie es bei Ihnen ist, weiß ich nicht! Ich jedenfalls stamme aus Posen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.